

**Westfälische Wilhelms-Universität Münster**  
Institut für Soziologie  
Wintersemester 2005/2006  
Seminarthema: Sozialisation und Gemeinschaft  
Dozent: Prof. Dr. Matthias Grundmann

# **Vergemeinschaftung in Partnerschaftsbeziehungen**

## **Was bindet die Akteure aneinander?**

### **Eine Analyse am Beispiel der Arbeitsteilung im Haushalt**

**Tim Mäkelburg**  
Dahlweg 14  
48153 Münster

**Telefon:** 025 1 - 4 84 09 84  
**E-Mail:** tmaekelburg@uni-muenster.de

**Matrikelnummer:** 293243  
**Fächer:** Politikwissenschaft, Soziologie und Öffentliches Recht  
**Fachsemesteranzahl:** 9

# Inhaltsverzeichnis

|      |   |    |
|------|---|----|
| 1.   | Einleitung .....                                    | 1  |
| 2.   | Austauschtheoretisches Konzept .....                | 2  |
| 2.1. | Grundannahmen .....                                 | 2  |
| 2.2. | Kosten, Nutzen und Gewinne.....                     | 3  |
| 2.3. | Vergleichsniveaus .....                             | 5  |
| 2.4. | Ansätze der Ressourcentheorie.....                  | 6  |
| 2.5. | Besonderheiten in Familien und Partnerschaften..... | 8  |
| 3.   | Arbeitsteilung im Haushalt .....                    | 11 |
| 3.1. | Historische Entwicklung.....                        | 11 |
| 3.2. | Anwendung der Theorien .....                        | 12 |
| 3.3. | Empirische Befunde.....                             | 14 |
| 4.   | Fazit .....   | 16 |
| 5.   | Literatur .....                                     | 17 |

## 1. Einleitung

„Hausarbeit ist immer noch Frauensache.“ So begann eine Meldung der Nachrichtenagentur ddp vom Beginn dieses Jahres, in der über eine aktuelle Erhebung eines Meinungsforschungsinstituts berichtet wurde.<sup>1</sup> Die Ergebnisse der Befragungen waren erschreckend: Obwohl seit Jahren über Gleichberechtigung gesprochen wird, gibt etwas mehr als ein Drittel der befragten Männer zu, dass sich vor allem die Partnerin um den Haushalt kümmert. Umgekehrt behaupten nur drei Prozent der Frauen, dass der Partner den überwiegenden Teil der Hausarbeit erledigt. Glaubt man den Ergebnissen der Befragung, dann führt die Frage der Arbeitsteilung im Haushalt nicht selten zu Konflikten zwischen den Partnern. So streiten den Angaben zufolge regelmäßig dreizehn Prozent der Frauen und zehn Prozent der Männer – zwei- bis dreimal die Woche – über die Verteilung der häuslichen Aufgaben. Fast die Hälfte der befragten Personen gibt sogar an, dass regelmäßig alle zwei Monate der „Haussegen schiefhängt“.

Im Zentrum dieser Seminararbeit soll die Frage stehen, was die Akteure in Partnerschaftsbeziehungen aneinander bindet. Wie innerhalb des Seminars, indem es um die Frage nach dem Wesen von „sozialen Gemeinschaften“ ging, deutlich geworden ist, findet Gemeinschaftsbildung durch Kommunikation und Interessenaustausch zwischen Individuen statt. Genauso wie Familien im Speziellen, so zeichnen sich auch Partnerschaften im Allgemeinen durch spezielle Gesetze des Zusammenhaltes aus. Trotz dieser Besonderheiten, die ich im Laufe dieser Arbeit herauszuarbeiten versuchen werde, unterscheiden sich die Interaktionen der Akteure in Partnerschaftsbeziehungen aber grundsätzlich nicht von denen anderer Formen von sozialer Gemeinschaft. Die Aushandlungsprozesse, die innerhalb von Partnerschaften ablaufen, sind denen anderer freiwilliger Zusammenschlüsse von Individuen auffallend ähnlich.

Zum besseren Verständnis dieser Austauschprozesse möchte ich einen handlungstheoretischen Ansatz verfolgen. Als Erklärungsansatz dienen mir dazu die Aussagen der Austausch- und Ressourcentheorie, die ich im zweiten Teil meiner Arbeit behandle und auf die ich meinen Schwerpunkt legen möchte. Anschließend werde ich im dritten Teil die herausgearbeiteten Aussagen der Austauschtheorie auf das bereits einleitend erwähnte praktische Beispiel der Arbeitsteilung im Haushalt anzuwenden versuchen. Die theoretischen Annahmen über den partnerschaftlichen Aushandlungsprozess sollen dabei zudem mit weiteren empirischen Befunden belegt werden.

---

<sup>1</sup> Meldung über die Erhebung des Instituts F & S Medienservice vom 6. Januar 2006, in: <http://de.news.yahoo.com/06012006/336/hausarbeit-meisten-maenner-fremdwort.html>

## 2. Austauschtheoretisches Konzept

Wenn man in der Literatur etwas zu „Austauschtheorien“ liest, dann können damit viele verschiedene Ansätze gemeint sein. Es können familiensoziologische Spezialtheorien, wie beispielsweise die von BLOOD und WOLFE 1960 für den Erklärungsbereich von ehelichen Machtverhältnissen, gemeint sein. Zumeist ist der Begriff „Austauschtheorien“ aber eine Sammelbezeichnung für eine allgemeine sozialwissenschaftliche Theorienfamilie, die einen deduktiv-nomologischen Ansatz verfolgt. Im Folgenden soll der Begriff „Austauschtheorie“ als eben jener Sammelbegriff verstanden werden. Die Austauschtheorien versuchen:

*alle – auch sozialen – Prozesse und strukturelle Phänomene als das Ergebnis von interessegeleitetem Handeln und Lernen von individuellen Akteuren zu erklären, die untereinander relational verbunden sind und für sich gegenseitig Handlungskontexte [...] bilden (Nauck: 45).*

Laut BERNHARD NAUCK zeigt sich bei diesen Ansätzen ein hohes Maß an Übereinstimmung mit verhaltenstheoretischen Theorietraditionen zur Erklärung familialer Beziehungen (vgl. ebd.). Diese mikrosoziologischen – auf das Individuum als handelnden Akteur fokussierten – austauschtheoretischen Ansätze haben ihre Anfänge in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. In dessen Zentrum stehen die in der Tradition der Sozialpsychologie geschriebenen Arbeiten von JOHN W. THIBAUT und HAROLD H. KELLEY, welche den Versuch gewagt haben, eine Theorie der interpersonalen Beziehungen und des Funktionierens von Gruppen zu entwickeln (vgl. Thibaut/Kelley: 1).

Am Ende der 1970er Jahre wurde die Austauschtheorie eine der am meisten verbreiteten theoretischen Grundgerüste in der Familienforschung (vgl. Sabatelli/Shehan: 395). Während dieser Zeit hat sich auch F. IVAN NYE, dessen Arbeiten auf der Einführung von THIBAUT und KELLEY basieren, als größter Befürworter der Austauschtheorie erwiesen. So beschreiben JAMES M. WHITE und DAVID M. KLEIN die Aussagen NYES als „die Gründlichsten und Ambitioniertesten“ (White/Klein: 34). NYE hat die Austauschtheorie zu Beginn der 1980er Jahre durch die Einbindung verschiedenster kleiner isolierter „Mini-Theorien“ (Nye: 479) nochmals erweitert und neu formuliert (vgl. ebd.).

### 2.1. Grundannahmen

In den handlungstheoretischen Ansätzen der Austauschtheorie geht es konkret um das Handeln oder die Interaktion, welche allen Tauschakten zu Grunde liegt. Interaktion wird damit als Wesen jeder zwischenmenschlichen Beziehung angesehen. Sie kann durch das Aussenden von Verhaltensformen, den Austausch von Gütern oder der Kom-

munikation entstehen. Dabei besteht stets die Möglichkeit, dass das Handeln einer Person auf das Handeln einer anderen Person einwirkt:

*By interaction it is meant that they emit behavior in each other's presence, they create products for each other, or they communicate with each other. (Thibaut/Kelley: 10)*

Die zentrale Annahme ist dabei immer ein subjektiv rationaler Akteur, welcher stets von der Möglichkeit Gebrauch macht, die Kosten und den Nutzen einer möglichen Handlung im Vorhinein zu kalkulieren (vgl. White/Klein). Das bedeutet auch, dass dieser Akteur gegen jeden anderen Akteur austauschbar wäre – jeder würde unter den Gegebenheiten der Situation und mit demselben Hintergrund dieselbe Entscheidung zum Handeln treffen:

*Any two rational actors in identical situations with identical values and identical information would necessarily reach the same result in their calculations and thus pursue the same behavior. (ebd.: 36)*

Zudem verfügt jeder dieser rationalen Akteure über eine bestimmte Anzahl von Ressourcen, die sich – wie weiter unten noch zu zeigen sein wird – von Individuum zu Individuum unterscheiden. Alle Akteure streben nach der Maximierung von vielfältigen Ressourcen des familialen und sozialen Lebens wie etwa soziale Anerkennung, Fürsorge, Liebe, Schutz, Hilfe, Solidarität oder Freundschaft. Durch die unterschiedliche Verteilung der Ressourcen besitzt und kontrolliert jeder Akteur stets solche Ressourcen, an denen jeweils ein anderer ein Interesse besitzt. Durch Tauschprozesse zwischen den einzelnen Individuen sind diese Ressourcen aber auch für sämtliche Akteure erreichbar. Der Austausch stellt damit „einen Mechanismus dar, der zu einem wechselseitig höheren Niveau der Bedürfnisbefriedigung führen kann“ (Hill/Kopp: 92 ff.). Dadurch, dass die meisten sozialen Beziehungen auf eben diesem Prinzip des Gebens und Nehmens basieren, können sie mit Hilfe der Austauschtheorie beschrieben und analysiert werden (vgl. ebd. 92 ff.).

## **2.2. Kosten, Nutzen und Gewinne**

Um die Ergebnisse von Interaktionsprozessen beschreiben zu können, werden in der Austauschtheorie die aus der Verhaltenpsychologie entlehnten Begriffe „Kosten“ und „Nutzen“ verwendet:

*The consequences of interaction can be described in many different terms, but we have found it useful to distinguish between the rewards a person receives and the costs he incurs. (Thibaut/Kelley: 12)*

Unter „Nutzen“ wird bei THIBAUT und KELLEY alles verstanden, was bei einer Person Freude, Zufriedenheit oder Genugtuung herstellt. „Kosten“ hingegen werden als jedwe-

der Faktor verstanden, der hemmend auf die Ausführung eines bestimmten Verhaltens einwirkt. Eine Handlung kann also auch dann „kosten“, wenn durch ihre Ausführung eine andere nützliche Handlung nicht ausgeführt werden kann:

*It is also important [...] to include [...] the opportunities for rewards that might be missed or foregone that are associated with any specific choice* (White/Klein: 37).

Kosten und Nutzen sind laut THIBAUT und KELLEY auf jeweils eine konkrete Messgröße reduzierbar und somit auch vergleichbar (vgl. ebd.). NYE bringt es noch besser auf den Punkt, indem er definiert, „*that rewards are anything wanted and costs are things one would prefer to avoid*“ (Nye: 480).

Um sich über die Konsequenzen einer zu tätigen Handlung bewusst zu werden, muss man Kosten und Nutzen miteinander vergleichen. Zieht man nun die Kosten vom Nutzen ab, so erhält man einen eigenständigen Vergleichswert, der im Folgenden als „Gewinn“ bezeichnet werden soll. Für jede Handlung kann so im Vorhinein der Netto-Nutzen aus dem getätigten Aufwand und dem erbrachten Ertrag berechnet werden. Dieser Gewinn kann sowohl positiv als auch negativ sein, je nachdem ob die Handlung insgesamt gewinn- oder verlustbringend ist (vgl. Hill/Kopp: 97; Klaus/Steinbach: 23).

Ein rationaler Akteur kalkuliert das Kosten-Nutzen-Verhältnis aller möglichen Handlungen in einer Situation und entscheidet sich schließlich für jene Handlung, die ihm den größten Nutzen und die geringsten Kosten bringt. Sind die Interessen und Werte eines rationalen Individuums also bekannt, kann sein Handeln vorhergesagt werden, da stets die Aktion gewählt wird, die den größten Gewinn bringt (vgl. White/Klein: 33 ff.). Soll nun das Verhalten von zwei miteinander interagierenden Personen vorhergesagt werden, dann bietet sich die von THIBAUT und KELLEY zur Analyse verwendete Matrix an. Sie ist die Haupttechnik, mit der alle möglichen Verhaltensoptionen abgelesen werden können, über die ein Akteur bezogen auf einen anderen Akteur verfügt. Dabei werden entweder Kosten und Nutzen oder aber gleich der Gewinn eines jeder Akteurs gegeneinander gestellt und verglichen. Ist die Beziehung der beiden Akteure – was bei Partnerschaften zweifelsohne der Fall ist – auf Langfristigkeit angelegt, dann fließen in die Handlungsentscheidung nicht allein die eigenen Kosten- und Nutzenwerte ein. Es wird vielmehr auch auf den Gewinn des Partners geschaut, den er aus der Handlung ziehen kann. Aber auch in allen anderen Beziehungen gilt: Wurde aus einer Interaktion Gewinn gezogen, dann geht der Partner auch in Zukunft von einer profitablen Interaktion aus und ist eher dazu bereit, diese zu wiederholen:

*If good outcomes are experienced in initial contacts or if these contacts lead the persons to anticipate good outcomes in the future, the interaction is likely to be repeated* (Thibaut/Kelley: 20).

### 2.3. Vergleichsniveaus

Wie bereits deutlich geworden ist, wägt ein interagierender Akteur im Vorhinein einer Handlung stets Kosten und Nutzen miteinander ab. Die Entscheidung, welches Handeln schließlich gewählt wird, wird laut THIBAUT und KELLEY durch zwei Entscheidungsregeln spezifiziert, welche vor allem in komplexen Interaktionsverhältnissen wie der Partnerschaft von den Einzelakteuren angewendet werden. So werden Kosten und Nutzen einer Situation oder sogar einer ganzen Beziehung als erstes anhand eines „Vergleichsniveaus“ bewertet, welches in der Literatur als „comparison Level“ (CL) bezeichnet wird (vgl. ebd.: 21).

Das Vergleichsniveau entspricht dabei immer den individuellen Erwartungen eines Akteurs an eine Situation oder Beziehung: „*es ist das Ausmaß an Belohnung, welches er glaubt, verdient zu haben, und das ihn zufriedenstellt*“ (Hill/Kopp: 101). Jeder Akteur wertet dabei die Attraktivität einer Handlung oder Beziehung und seine daraus resultierende Zufriedenheit aus. Als Vergleichslevel dient dabei immer das, was andere Akteure in einer vergleichbaren Situation haben und wie gut sie sich dabei relativ zum vergleichenden Akteur fühlen (vgl. White/Klein: 38). Dabei speisen sich die Erfahrungswerte zum einen konkret durch den Vergleich mit bekannten Personen und Eigenerfahrungen oder abstrakt durch die Kenntnis von gemeinschaftlich anerkannten Normen des sozialen Zusammenlebens. So können vormalige Freundschaften oder Liebesbeziehungen, aber auch soziale Vergleichsprozesse und gesellschaftliche Standards einen zentralen Bewertungsfaktor für die aktuelle Beziehung darstellen:

*Each individual comes to a relationship with an awareness of societal norms for relationships and a backlog of experiences and knowledge based on the observation of other people. This information forms the CL, which can be thought of as the average outcome expected for relationships.*  
(Sabatelli/Shehan: 398)

Fällt die aktuelle Beziehung im Vergleich mit den eigenen Maßstäben besser als das Vergleichsniveau aus, dann wird sie auf den Akteur als befriedigend und attraktiv wirken. Sind die Gewinne allerdings unter dem vorher festgelegten Zufriedenheitslevel angesiedelt, wird die Beziehung als relativ unbefriedigend und unattraktiv wahrgenommen werden (vgl. ebd.; Thibaut/Kelley: 21; Hill/Kopp: 101).

Als zweiten Schritt neben dem Vergleichsniveau werden die Kosten und Nutzen einer Situation oder Beziehung nach THIBAUT und KELLEY anhand des „Vergleichsniveaus der Alternativen“ bewertet, welches ursprünglich als „comparison level for alternatives“ (CL<sub>alt</sub>) bezeichnet wird. Mithilfe dieses Vergleichsniveaus entscheidet der einzelne Akteur, ob ein Verbleib in der aktuellen Beziehung oder ein Verlassen des Partners die bes-

sere Wahl ist. Dabei ist das Vergleichsniveau des Alternativen als „*the lowest level of outcomes a member will accept in the light of available opportunities*“ (Thibaut/Kelley: 21) definiert. Sobald die Gewinne eines Akteurs in einer alternativen Beziehung jene in der aktuellen Beziehung zu übertreffen scheinen, wächst die Wahrscheinlichkeit, dass die Person die Beziehung verlassen wird. Dabei ist das  $CL_{alt}$  immer eine subjektive Einschätzung: Egal ob wirklich eine bessere Alternative besteht: Entscheidend für seine Bildung ist, ob die Person an eine solche Alternative glaubt (vgl. Sabatelli/Shehan: 400).

Die Höhe des Alternativniveaus hängt somit immer von der Qualität der besten für den Akteur erreichbaren Alternative ab. Diese ergibt sich wiederum aus der Berechnung und dem Abwägen von Kosten und Nutzen. Verglichen werden kann dabei immer mit den verschiedensten Alternativen. So kann die Beziehung zu einem anderen Partner, eine viel intensivere als die aktuelle Beziehung oder einfach nur die Alternative, in gar keiner festen Beziehung mehr zu leben, vielleicht mehr zu arbeiten oder ganz alleine zu sein für einen Akteur eine Alternative bieten, die unter Umständen zu mehr Zufriedenheit führt (vgl. Thibaut/Kelley: 22).

Nimmt ein Akteur subjektiv aber keine oder nur schlechte Alternativen wahr, dann kann nach PAUL BERNHARD HILL und JOHANNES KOPP auch eine als unbefriedigend empfundene Beziehung aufrechterhalten werden. Andersherum können selbst zufriedene stellende Partnerschaften abgebrochen werden, wenn sich aus der Sicht des Akteurs eine noch bessere Alternative anbietet. Für die Handlungsentscheidung eines Akteurs ist also sowohl das Vergleichsniveau als auch das alternative Vergleichsniveau entscheidend: „*Zufriedenheit bedeutet nicht unbedingt Stabilität, und Unzufriedenheit führt nur bedingt zu Instabilität von Austauschbeziehungen.*“ (Hill/Kopp: 102)

## **2.4. Ansätze der Ressourcentheorie**

Neben dem soeben vorgestellten Konzept von Kosten und Nutzen bedient sich die Austauschtheorie bei der Analyse von zwischenmenschlichen Interaktionen auch dem Ressourcenansatz, der ursprünglich in der Ökonomie verortet ist. „Ressourcen“ beziehen sich genauso wie die gezeigten Gewinne auf jedwede Form von Begünstigungen, die in sozialen Beziehungen getauscht werden (vgl. Sabatelli/Shehan: 398). Ressourcen sind somit als jede Art von Gegenstand zu verstehen, der konkret oder symbolisch als Objekt eines Austausches zwischen Personen erhalten kann:

*Resources [...] are any commodity, material or symbolic, that can be transmitted through interpersonal behavior and gives one person the capacity to reward another.* (ebd.: 398)

Den laut NAUCK „*theoretisch ambitioniertesten*“ (Nauck: 56) und zugleich auch umfassendsten Versuch, Ressourcen für austauschtheoretische Analysen zu benennen, haben EDNA B. FOA und URIEL G. FOA entwickelt. Dabei geht es in diesem Konzept nicht um die handlungstheoretischen Grundlagen des Tausches an sich. Hier stand vielmehr die Frage nach der Tauschbarkeit von Ressourcen im Mittelpunkt des Interesses. Theoretisch können innerhalb von zwischenmenschlichen Interaktionen alle denkbaren Ressourcen ohne Beschränkung miteinander getauscht werden, empirisch haben sich aber dennoch gewisse Einschränkungen und Vorbehalte erwiesen. So besagen die Annahmen der Ressourcentheorie, dass „*nicht alle Güterklassen [...] in sozialen Beziehungen gleich gut miteinander getauscht werden*“ (Hill/Kopp: 95) können.

FOA und FOA haben deshalb versucht, die Arten von zwischenmenschlichen Tauschakten in Klassen zu gruppieren, und für diese die tauschhemmenden und tauschbegünstigenden Gesetzmäßigkeiten zu ergründen: „*We have found it useful to group resources transacted through interpersonal encounters into six classes*“ (Foa/Foa: 79). Diese sechs Klassen stehen für die Ressourcen „Liebe“, „Status“, „Information“, „Geld“, „Güter“ sowie „Hilfs- und Versorgungsdienste“. Jede dieser sechs Klassen war einzeln zwar schon in den verschiedensten früheren Konzepten genannt worden, keine der Arbeiten hatte – wie bei FOA und FOA geschehen – aber alle sechs Ressourcenklassen zusammen genannt (vgl. ebd.).

In ihrem Konzept verorten FOA und FOA jede der sechs Klassen in einem zweidimensionalen Raum, der durch eine „Konkretheits-Achse“ und eine „Partikularismus-Achse“ aufgespannt wird. Auf der ersten Achse werden die Ressourcen Güter und Dienstleistungen als „konkret“ klassifiziert, da sie den Austausch greifbarer, offener Aktivitäten oder Produkte beinhalten. Die Ressourcen Status und Information werden andererseits als typisch „symbolische“ Verhaltensweisen verstanden. Die beiden verbleibenden Klassen Liebe und Geld werden sowohl in konkreter als auch in symbolischer Form ausgetauscht und nehmen deshalb intermediäre Positionen auf dieser Koordinatenachse ein.

Auf der zweiten Achse sind Liebe und Geld zwei extrem entgegengesetzte Ressourcen. So ist es für den Austausch von Liebe entscheidend, wer die aussendende Person ist – sie ist damit sehr „partikulär“. Bei Geld wiederum spielt dies keine Rolle, da es höchst „universell“ ist: Es bleibt in seinem Wert relativ stabil, egal wer es besitzt. Für die Ressourcenklassen Dienstleistungen und Status kann gesagt werden, dass diese weniger partikulär als Liebe, aber partikularistischer als Güter und Informationen sind. Jede der sechs Klassen kann also auf der Basis der zwei Kriterien Konkretheit und Partikularismus eingeordnet werden (vgl. ebd.: 80 ff.).

Weiterhin nehmen FOA und FOA an, dass für jene Klassen, die dichter aneinander liegen, auch gleiche Regeln des Tausches gelten sollen – je geringer die Distanz zwischen den Klassen ist, desto eher werden zudem Leistung und Gegenleistung akzeptiert. Zudem gilt, dass je ähnlicher eine Ressource der Ressource Liebe ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie gegen dieselbe Ressource getauscht wird. So wird Liebe sehr häufig gegen Liebe, selten wird aber Geld gegen Geld getauscht. Eine weitere Gesetzmäßigkeit lautet: Je ähnlicher eine Ressource der Ressource Liebe ist, desto geringer werden die Alternativen in den Ressourcen, die getauscht werden können (vgl. ebd.).

Bezogen auf das Geld kann gesagt werden: Je ähnlicher eine Ressource dem Geld ist, desto eher wird der Tausch von Ressourcen ein Nullsummenspiel. Demnach ist die Äquivalenz von Leistung und Gegenleistung umso eher gegeben, je näher die Ressourcen an die Klasse des Geldes heranreichen. Ein Tausch mit Liebe kann hingegen nie zum Nullsummenspiel werden (vgl. ebd.; Nauck: 57; Hill/Kopp: 95).

## **2.5. Besonderheiten in Familien und Partnerschaften**

Fasst man die Grundannahmen der Austauschtheorie nun einmal zusammen und bezieht sie auf Partnerschaften und Familien, so würde dies bedeuten, dass diese solange aufrecht erhalten werden, wie sich das momentane Verhältnis von Kosten und Nutzen – verglichen mit den antizipierten Alternativen – als günstig erweist. Nicht jedes Ungleichgewicht führt aber alsbald zum Ende einer Beziehung. HILL und KOPP unterscheiden hierzu zwei Arten von Tauschakten: Sie sprechen zum einen vom „ökonomischen Tausch“, in dem der Tausch von Leistung und Gegenleistung – zum Beispiel beim Handel von Ware gegen Ware oder Geld gegen Geld – meist zeitgleich erfolgt. Zum anderen sprechen sie vom „sozialen oder reziproken Tausch“, bei dem keine sofortige Gegenleistung erwartet wird und die Gegenleistung im Vorhinein weder spezifiziert noch quantifiziert ist. Als Beispiel für diesen Tausch nennen HILL und KOPP „soziale Anerkennung“, „Fürsorge“, „Aufmerksamkeit“, „Hilfe- und Dienstleistungen“ sowie „Verpflichtungen“ (vgl. ebd.: 93).

Und obwohl im sozialen beziehungsweise reziproken Tausch *„weder die Gegenleistung noch deren Zeitpunkt spezifiziert ist, gilt doch die allgemeine Reziprozitätsnorm: Der Geber erwartet eine angemessene Gegenleistung, und der Nehmer fühlt sich zu einer adäquaten Gegenleistung verpflichtet“* (ebd.: 95). Doch kann die erwartete Gegenleistung auf eine erbrachte Vorleistung auch durchaus zeitverzögert erfolgen, wodurch nach WHITE und KLEIN auch die prinzipielle Langfristigkeit von Partnerschafts- und vor allem Familienbeziehungen erklärt werden kann (vgl. White/Klein: 43).

Durch das Prinzip der Gegenseitigkeit können somit Verdichtungen von sozialen Interaktionen erklärt werden: „*Wenn die Anfangsinteraktionen zum beiderseitigen Vorteil verlaufen, dann erscheint es vernünftig, die Interaktionen zu wiederholen und auch auf andere inhaltliche Bereiche auszudehnen*“ (Hill/Kopp: 94).

Dabei spielt innerhalb von engen Beziehungen immer auch die „Fairness“ als die den Austausch regulierende Norm eine wichtige Rolle. R. SABATELLI und C. SHEHAN verstehen darunter „*the degree of proportionality expected in the relationship*“ (Sabatelli/Shehan: 402). Dieser Grad an Fairness kann zwischen den Individuen, zwischen verschiedenen Beziehungs-Typen und sogar über den Verlauf einer Beziehung variieren. So besteht in ökonomischen – auf die Gewinnmaximierung ausgerichteten – Beziehungen sicherlich ein geringer Grad an Fairness als in sozialen, reziproken Beziehungen wie Freundschaften oder sogar Partnerschaften. Eine Proportionalität an Fairness existiert zu dem Zeitpunkt, wo die Investitionen und Gewinne beider Partner innerhalb einer Beziehung gleich sind. Ungerechtigkeit hingegen entsteht, wenn eine Person wahrnimmt, dass das Verhalten des Partners mit dem eigenen Verhalten nicht kongruent ist (vgl. ebd.).

Für DANIELA KLAUS und ANJA STEINBACH scheinen die Kosten des Verlassens einer partnerschaftlichen Beziehung zudem höher als in anderen sozialen Beziehungen zu sein, da hier ein höherer Grad an Institutionalisierung erreicht wird. Sofern auch noch Kinder mit im Haushalt leben, sind erhöhte psychische, soziale und rechtliche Trennungskosten gegeben. Für die Frau sind diese Kosten dabei im Allgemeinen noch höher, da sie durch den oftmaligen Berufsausstieg nach der Geburt der Kinder aufgrund der reduzierten Ressourcen eine schlechtere Verhandlungsposition besitzt. Zudem bleiben die Kinder nach einer Trennung vom Partner im Normalfall bei der Frau, was die Chance auf einen Wiedereinstieg in den Beruf nochmals schmälert (vgl. Klaus/Steinbach: 24).

KLAUS und STEINBACH nehmen in einem solchen Fall an, dass „*der in seinen Alternativen besser gestellte Partner – bevor er sich tatsächlich zu einer Trennung entschließt – zunächst eine interne Verhandlung anstrebt, mit dem Ziel, seine Kosten-Nutzen-Bilanz entsprechend seiner individuellen Verhandlungsposition zu optimieren*“ (ebd.: 23 f.). Dabei leitet sich die Verhandlungsposition der Partner aus den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und der Attraktivität von eventuellen Alternativen ab. Hierbei wird vor allem der Partner mit der ungünstigeren Verhandlungsposition am Ausrechterhalten der Beziehung interessiert sein und durch das Eingehen von vermehrten Kosten versuchen, dem Partner mit der Erhöhung seiner Nutzenbilanz entgegenzukommen. Wird das Vergleichsniveau der Alternativen somit unterschritten, kann vom schlechter gestellten Partner durch „Machtverlust“ ein Aufrechterhalten der Beziehung erreicht werden (vgl. ebd.: 24).

Dass Partnerschaften – mehr aber noch Familien – einen Sonderfall hinsichtlich der Austausch-Interaktionen darstellen, wird auch in den Arbeiten NYES deutlich: So werden hier die konkreten Unterschiede zu ökonomischen Austauschbeziehungen, Arbeitsmarkbeziehungen oder Freundschaftsbeziehungen herausgearbeitet. Demnach herrschen innerhalb von Familien- oder Partnerschaftsbeziehungen ein Kollektivinteresse und ein gewisser Altruismus vor, der dem normalen Gemeinschaftsakteur fremd ist. Innerhalb einer Beziehung ist es eben nicht von Vorteil, den individuell größtmöglichen Nutzen ohne Rücksicht auf die Kosten anderer zu erzielen. Auch sind diese Beziehungen, wie schon gezeigt, mehr auf Langfristigkeit ausgelegt. Ferner muss im Vergleich zu Freundschaftsbeziehungen mit viel größeren Kosten beim Verlassen einer Beziehung kalkuliert werden (vgl. Nauck: 51; White/Klein: 36). Die hier zu untersuchenden Partnerschaften nehmen somit also eine nicht zu unterschätzende Sonderstellung ein, sie können aber *„gleichwohl im Rahmen allgemeiner Handlungstheorien behandelt werden“* (Nauck: 51). So kann beispielsweise auch ein Kollektivinteresse aus dem Eigennutz der Individuen abgeleitet werden, denn das Kollektivinteresse dehnt sich ja auch nur maximal auf den kleinen Rahmen der Partnerschaft beziehungsweise der Familie aus (vgl. White/Klein: 36).

Für WHITE und KLEIN scheint die Argumentation NYES aber nicht ganz unproblematisch zu sein, da die Familie so anderen Beziehungsformen praktisch gleichgestellt wird: *„Theoretically, this would make the family no different from any other collection of actors.“* (ebd.: 54). Für sie ist es im Gegensatz zu NYE nicht ganz verständlich, wie soziale Ordnung möglich ist, wenn Menschen von Grunde auf durch Eigennutz geprägt sind – wie Familienmitglieder kooperieren, in Harmonie leben und gegenseitig in ihre eigene Wohlfahrt investieren können (vgl. ebd.: 45). Deshalb scheint ihnen die Annahme auch problematisch, dass Individualakteure auf der einen Seite austauschbar sein sollen, Familien auf der andern Seite aber durch die Motivation solcher Akteure erklärt werden können. So heben WHITE und KLEIN dann auch mehr die Unterschiede als die Gemeinsamkeiten von Familien verglichen mit den übrigen Gruppenkonstrukten hervor:

*Yet the family has characteristics that seem unlike other social groups. For most of us, our families are lifelong social groups that we enter by birth and leave by death. Our families have roles that are unlike work group roles, such as filial obligations towards the parents. And our families have biological and social relations (blood and marriage) that are unlike those in any other social group.* (ebd.)

Ebenfalls vor Probleme stellt die Autoren speziell in Familienbeziehungen die Annahme eines rationalen Akteurs, da die Familie doch eigentlich als die soziale Gruppe angesehen wird, die durch Loyalität und Emotionen charakterisiert wird (vgl. ebd.: 55).

### **3. Arbeitsteilung im Haushalt**

Sieht man jedoch einmal von dieser Kritik an der Anwendbarkeit der Austauschtheorie auf Familienbeziehungen ab, so lassen sich mit Hilfe der *„relativ einfachen Aussagen der Austauschtheorie“* nach HILL und KOPP *„eine Reihe von familialen Phänomenen theoretisch recht gut erklären“* (Hill/Kopp: 103). Die Autoren nennen sodann Fragen wie die Partnerwahl, die Stabilität beziehungsweise Unstabilität von Ehe- und Partnerschaftsbeziehungen oder auch die Entstehung von Regeln für die Arbeitsteilung, welche mit der Zuhilfenahme von austauschtheoretischen Ansätzen erklärbar sind (vgl. ebd.).

In der Familiensoziologie bildet die Gestaltung des ehelichen Alltags einen wichtigen Forschungsbereich. So ist das Zusammenleben von Individuen in Partnerschaften, Ehen und Familien ein Prozess, in dessen Verlauf bei den beteiligten Akteuren eine Reihe von Verhaltensmodifikationen und wechselseitigen Anpassungen in den verschiedenen Handlungsweisen zu beobachten sind. Die Entstehung und Ausgestaltung der ehe- oder partnerschaftlichen Arbeitsteilung ist dabei eines der Problemfelder, auf denen gegenseitige Verhaltensänderungen festzustellen sind (vgl. ebd.: 178).

Schaut man sich nun die gegebenen Strukturen der modernen Arbeitswelt und die in den letzten Jahrzehnten stetig steigende Bildung, Ausbildung und Erwerbstätigkeit von Frauen an und vergleicht diese mit den zu Beginn dieser Seminararbeit zitierten aktuellen Erhebungen zur Arbeitsteilung im Haushalt, dann tritt hier ein großes Missverhältnis ans Tageslicht: Theoretisch müsste das traditionelle Modell der Arbeitsteilung aufgrund der immer höheren Qualifizierung von Frauen mehr und mehr aufgehoben sein – praktisch sind es heute aber immer noch die Frauen, die den Großteil der häuslichen Arbeit verrichten.

#### **3.1. Historische Entwicklung**

Schon bevor sich die heutige moderne Arbeitswelt entwickeln konnte, waren die familialen Rollen bereits in der vorindustrialisierten Zeit an die ökonomischen Arbeits- und Zuständigkeitsbereiche geknüpft. So arbeitete der Mann in unterbäuerlichen Schichten zumeist als Tagelöhner oder Holzfäller, während die Frau zuhause blieb und den Boden bewirtschaftete. Und auch in bäuerlichen Familien sowie im Handwerk war die Arbeitseinteilung geschlechtsspezifisch organisiert:

*In beiden sozialen Schichten deckt sich der Begriff[...] des ganzen Hauses mit dem der Produktionsstätte als autonomer wirtschaftlicher Einheit. Die familiären Rollen waren dabei deutlich auch als ökonomische Arbeits- und Zuständigkeitsbereiche definiert. (ebd.: 36)*

So kümmerte sich die Bäuerin typischerweise neben der Kinderbetreuung auch um Haushalt, Viehfütterung, Hackbau und das weibliche Gesinde, während der Bauer zuvorderst für Acker, Wald, Weide und Zugtiere zuständig war. In Handwerksfamilien nahm die Ehefrau wichtige Sozialisations- und Versorgungsdienstleistungen für die eigenen Kinder wahr – sie war aber auch für die Lehrlinge und Gesellen sowie in einem gewissen Umfang für geschäftliche Tätigkeiten verantwortlich. Insgesamt war in dieser Zeit die Arbeit immer dann den Männern zugeteilt, wenn sie entweder von hoher ökonomischer Bedeutung oder auf den überregionalen Handel ausgerichtet war. Hausarbeit war zudem in den damaligen Familien nie auf jene Tätigkeiten reduziert, die heutzutage mit dem Begriff verbunden werden (vgl. ebd.: 36 f.).

Durch die im 19. Jahrhundert voranschreitende Auflösung der Verbindung der Produktionsstätte mit dem Begriff des „ganzen Hauses“ und der sich vermehrt durchsetzenden Trennung von Arbeits- und Wohnstätte ergab sich für die Familien erstmals die Notwendigkeit, die Rollen der Arbeitsteilung festzulegen: Es musste bestimmt werden, wer für die häuslichen Produktions- und Versorgungsdienstleistungen und wer für die außerhäusliche Erwerbstätigkeit zuständig sein soll. Dabei wurde traditionell *„fraglos an die tradierten Regeln der bäuerlichen und handwerklichen Gesellschaft“* (ebd.: 193) angeknüpft.

Und noch in den 1950er Jahren wurde in der Familiensoziologie diese traditionelle geschlechtsspezifische Rolleneinteilung, in der der Mann der außerhäuslichen Erwerbsarbeit nachgeht und die Frau als Hausfrau und Mutter tätig ist, *„als funktional notwendig“* (ebd.) angesehen. Dabei wurde immer wieder die aus biologischen Gründen notwendige Nähe von Mutter und Kind als Legitimationsgrund für das Aufrechterhalten der traditionellen Rollenaufteilung herangezogen (vgl. ebd.).

### **3.2. Anwendung der Theorien**

Versucht man nun, die im zweiten Teil dargelegten Ansätze der Austausch- und Ressourcentheorie auf den speziellen Fall der Arbeitsteilung im Haushalt zu übertragen, dann zeigt sich, dass auch hier die bereits weiter oben gezeigten Gesetzmäßigkeiten gelten. Zunächst wird ebenfalls von subjektiv rationalen Akteuren ausgegangen, die Kosten und Nutzen ihres Handelns im Vorhinein kalkulieren. Das Handeln eines Partners wirkt sich dabei stets auf das des anderen Partners aus. Zudem verfügt jeder der beiden Akteure über bestimmte Ressourcen, an denen der jeweils andere ein Interesse hat, welches er durch Tauschprozesse befriedigen könnte.

Da die konkrete Frage der Arbeitsteilung innerhalb einer Beziehung stets durch einen Verhandlungsprozess beantwortet wird, spielt zudem die Machtverteilung in der Part-

nerschaft oder Ehe eine entscheidende Rolle bei der Verteilung der Aufgaben. Diese ist zum einen von der Ressourcenausstattung eines jeden Akteurs und zum anderen von den außerehelichen Alternativen der Ehepartner abhängig. Dabei ist entscheidend, dass die Erledigung von Hausarbeit im Allgemeinen als eher unangenehm angesehen wird, da sie einerseits mit Kosten verbunden ist, und andererseits für den handelnden Akteur nur einen geringen Nutzen mit sich bringt (vgl. ebd.: 196 f.).

Als Macht generierende Ressourcen werden zumeist das Einkommen, der Berufsstatus und das Bildungsniveau der Akteure angesehen, wobei das Einkommen als die entscheidende Ressource gilt. Zudem spielen bei der Machtverteilung die Alternativen eines Akteurs eine wichtige Rolle. Verfügt einer der Partner im Vergleich zur aktuellen Partnerschaft – analog zum  $CL_{alt}$  von THIBAUT und KELLEY – über ernstzunehmende Alternativen, dann kann dieser seine Machtposition im Verhandlungsprozess um die Verteilung der Hausarbeit erhöhen (vgl. ebd.).

Die Entscheidung, ob innerhalb einer Partnerschaft also eher das traditionelle Modell der Arbeitsteilung vorherrscht, indem die Frau die Hauptlast der Hausarbeit zu tragen hat, oder ob ein nicht-traditioneller Weg eingeschlagen wird, hängt von dem Verhältnis von Ressourcenausstattung und Alternativen eines Partners im Vergleich zu dem des anderen Partners ab. Es wird dabei angenommen, dass eine über einen Zeitraum unveränderliche Ressourcenverteilung auch keine Veränderung im Muster der partnerschaftlichen Arbeitsteilung hervorrufen wird. Sofern jedoch eine Verschiebung zu Gunsten eines der Partner stattfindet, wird sich dessen Anteil an der Hausarbeit immer zu Lasten des anderen Partners verringern (vgl. ebd.; Klaus/Steinbach: 27).

KLAUS und STEINBACH nehmen zudem noch an, dass das Vorhandensein von Kindern im Haushalt einen Einfluss auf die Verteilung der Hausarbeit hat, da die Mutter um den Zeitpunkt der Geburt herum ohnehin eine Weile nicht mehr arbeiten kann und sich diese Periode aus Einfachheits- und Nützlichkeitsaspekten oft „automatisch“ weit über die Geburt hinaus ausdehnt. Demnach wird mit zunehmendem Alter des jüngsten im Haushalt lebenden Kindes wiederum ein „*De-Traditionalisierungsschub*“ (ebd.) erwartet, wonach sich die Arbeitsteilung eher zugunsten der Mutter entwickelt. Eine gegenläufige Tendenz wird dann erwartet, wenn die Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder steigt. Aber auch aus der umgekehrten Entwicklung – nämlich einem Absinken der Kinderzahl (etwa durch Auszug) – erwarten KLAUS und STEINBACH eine Veränderung der Arbeitsteilung zugunsten der Mutter. Sollte innerhalb einer Partnerschaft der Wunsch nach einer Hochzeit aufkommen, dann sollte mit dem Schluss der Ehe eine Tendenz hin zum traditionellen Modell der Arbeitsteilung im Haushalt zu beobachten sein (vgl. ebd.).

### 3.3. Empirische Befunde

Um einen Überblick über die aktuellen Verhältnisse der Beteiligung von Männern und Frauen bei der Hausarbeit zu erhalten, greife ich auf die Ergebnisse mehrerer Erhebungen zurück. Hauptsächlich werde ich aber die Längsschnittstudie von KLAUS und STEINBACH heranziehen, welche zusätzlich zu den rein deskriptiven Ergebnissen der Arbeitsteilung noch Aussagen zu dessen Determinanten trifft. Der Haupttenor ist dabei stets gleich: Das traditionelle Modell der Arbeitsteilung ist immer noch das dominante Modell bei deutschen Familien und Paaren. Nur in Ausnahmefällen verzichten Männer demnach auf eine Erwerbstätigkeit, um sich ganz der häuslichen Arbeit zu widmen. So variiert die durchschnittliche Wochenarbeitszeit von Männern im Haushalt auch nur auf einem marginalen Niveau zwischen 2 und 23 Stunden pro Woche. Ganz anders schaut die Situation bei den Frauen aus: Sie übernehmen die Hausarbeit auch dann, wenn sie selbst im Beruf stehen – was jedoch nicht selten zu einer enormen Doppelbelastung führt (vgl. Hill/Kopp: 194).

Mit Blick auf verschiedene Untersuchungen der vergangenen 20 Jahre stellen HILL und KOPP – wenn man alleine die Entwicklung in Doppelverdienerhaushalten interpretiert – nur einen schwachen Trend zu mehr Beteiligung von Männern an der Hausarbeit fest. In den Haushalten, wo lediglich ein Partner erwerbstätig ist, scheint der Trend sogar eher rückläufig zu sein. Und auch in nichtehelichen Lebensgemeinschaften, wo noch eine gerechtere Verteilung zu vermuten wäre, sind überwiegend die traditionellen Strukturen zu finden (vgl. ebd.: 195).

Auch KLAUS und STEINBACH, die in ihrer Untersuchung auf die unter 18 bis 55jährigen deutschen Staatsangehörigen aus Privathaushalten erhobenen Daten der Familiensurveys aus den Jahren 1988 und 1994 zurückgreifen, schreiben dem traditionellen Modell der häuslichen Arbeitsteilung eine Monopolstellung zu, die sich innerhalb der untersuchten sechsjährigen Periode nur minimal von 65 auf 62 Prozent verändert hat. Zwischen den beiden untersuchten Zeitpunkten hat es aber trotz der insgesamt nur mäßigen Verminderung des vorherrschenden traditionellen Modells eine „nicht übersehbare Fluktuation“ (Klaus/Steinbach: 31) gegeben: So verändern innerhalb des Untersuchungszeitraums ganze 21 Prozent der Befragten ihre Arbeitsteilung in die Richtung des nichttraditionellen Modells, während 17 Prozent die entgegengesetzte Entwicklung durchmachen. Neben der zeitlichen Diskrepanz war auch ein deutliches tätigkeitsspezifisches Missverhältnis nachzuweisen. So erstreckte sich die männliche Mitarbeit vermehrt auf ganz bestimmte Aufgaben wie Reparaturen oder Behördengänge, während das Putzen, Kochen oder die Kinderbetreuung fast durchweg den Frauen vorbehalten war (vgl. ebd.).

Das Hauptaugenmerk der Untersuchung von KLAUS und STEINBACH galt neben der Frage der Verteilung von Hausarbeit auf die Geschlechter aber den Einflussfaktoren auf die Arbeitsteilung. Neben der Verteilung sozio-ökonomischer Ressourcen auf die beiden Partner wurden die im Haushalt lebenden Kinder beziehungsweise ihr Alter sowie der Institutionalierungsgrad der Partnerschaft mit in die Analyse einbezogen. In den multivariaten Test verlieren jedoch sowohl der Institutionalierungsgrad als auch Kindesalter und Kinderzahl ihre Vorhersagekraft auf die Ausprägung der Arbeitsteilung. Lediglich die Erwerbsrelation ist als zentrale Determinante der Arbeitsteilung identifiziert worden (vgl. ebd.: 40).

Der Eheschluss und die Geburt von Kindern wirken daher nur indirekt traditionalisierend, da die relative Erwerbssituation zuungunsten der Frau verschoben wird. So ist die Wahrscheinlichkeit, dass eine Heirat auf die Arbeitsteilung in der Partnerschaft traditionalisierend wirkt, doppelt so hoch, als wenn die Partnerschaft stabil bleibt. Bei dem Vorhandensein von Kindern deutet eine gestiegene Kinderzahl sehr wahrscheinlich auf eine traditionalisierende Arbeitsteilung hin. Damit deutet alles auf „*einen von der Geburt von Kindern ausgehenden irreversiblen Prozess der Traditionalisierung hin*“ (ebd.: 34).

Bei der Erwerbsbeteiligung als zentraler Determinante der Arbeitsteilung in Partnerschaftsbeziehungen werden von KLAUS und STEINBACH die folgenden Aussagen getroffen: Bei einer Veränderung der Erwerbssituation zu Gunsten des Mannes lässt sich mit höherer Wahrscheinlichkeit eine Traditionalisierung der Arbeitsteilung erwarten, als dass sie unverändert bleibt. Bei der entgegengesetzten Entwicklung einer relativen Erwerbssituation zugunsten der Frau hingegen ist die beobachtete Wahrscheinlichkeit einer Endtraditionalisierung doppelt so hoch wie die Beibehaltung der existierenden Muster. Eine hohe Wahrscheinlichkeit der Beibehaltung von Arbeitsteilungsstrukturen gilt jedoch für Paare, die ihren Status nicht verändern. Gehen beide Partner zudem in gleichem Umfang einer Erwerbstätigkeit nach, so nähern sie „*sich dem Muster der egalitären Arbeitsteilung am ehesten an*“ (ebd.: 39).

Trotz der immer höheren Bildung von Frauen und der stets voranschreitenden Emanzipation in unserer Gesellschaft sind es immer noch die Frauen, welche die Hauptlast der Hausarbeit zu schultern haben. Obwohl sich das Geschlechterverhältnis im Erwerbsprozess mehr und mehr annähert, besteht ein Missverhältnis, welches durch die oftmalige Doppelbelastung von Frauen durch Hausarbeit und Erwerbstätigkeit nur noch vergrößert wird. Während diese Entwicklung für HILL und KOPP ein nicht zu unterschätzendes „*Konfliktpotential*“ (Hill/Kopp: 195) birgt, konstatieren SABATELLI und SHEHAN vermehrte Rollen-Konflikte und ein höheres Stressrisiko (vgl. Sabatelli/Shehan: 403).

## 4. Fazit

Kommt man nun zur Ausgangsfrage zurück, was die Akteure in Partnerschaftsbeziehungen aneinander bindet, so kann diese mit Hilfe der dargelegten Theorieansätze durchaus beantwortet werden. Mit Hilfe der Annahmen von Austausch- und Ressourcentheorie wurden die grundlegenden Zusammenhänge von Gruppenbeziehungen aufgezeigt und es wurde analysiert, wie Vergemeinschaftungsprozesse innerhalb von Individualgruppen ablaufen. Doch haben sich bei der hier verfolgten Betrachtung von Partnerschaftsbeziehungen auch einige besondere Regeln des Zusammenlebens gezeigt, welche dieser Lebensform auch zu einer gewissen Sonderstellung verhelfen.

Zwar wirken in Partnerschaften grundsätzlich die gleichen Austauschprozesse und Gesetzmäßigkeiten wie in Freundschaften, Nachbarschaften und anderen ähnlichen Gemeinschaftsformen. Doch sollte diese spezielle Form des menschlichen Miteinanders als „Gemeinschaft sui generis“ bezeichnet werden. Diese eigene Art kommt wie gezeigt zum einen durch den Institutionalisierungsgrad von Partnerschaften zustande, der ein Verlassen der Beziehung auf Grund der hohen Trennungskosten erschwert. Zum anderen unterscheiden sich aber auch die innerhalb der Beziehungen getauschten Ressourcen von denen in anderen sozialen Gemeinschaftsformen. Zwischen den Partnern werden zumeist partikuläre Ressourcen getauscht, welche weniger zu einem Nullsummenspiel führen, sondern durch die vorhandene Gegenseitigkeit eine gewisse Langfristigkeit der Beziehungen entstehen lassen. Beide Determinanten sind zudem durch einen besonderen Altruismus der Partner geprägt, wonach die Akteure viel mehr als in anderen sozialen Gemeinschaften den Gruppennutzen in den Vordergrund stellen.

Trotz der besonderen Reziprozität in Partnerschaftsbeziehungen erwies sich das analysierte Beispiel der Arbeitsteilung im Haushalt aber als untypisch. Durch die noch immer sehr hohe Resistenz des traditionellen Modells der Arbeitsteilung stößt das dargelegte handlungstheoretische Modell im Beispiel an die Grenzen seiner Erklärungskraft. Frauen tragen bei der Hausarbeit trotz ihrer Emanzipation noch immer die Hauptlast. Die Entscheidung, dass es zumeist die Frau ist, die ihre Erwerbstätigkeit zugunsten der Hausarbeit aufgibt, beruht aber keinesfalls auf Zufall: Die weiterhin bestehenden geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen und arbeitsmarktbezogenen Gründe, wie die fortwährenden Einkommensunterschiede zwischen den Geschlechtern, wirken sich für die Frauen zusätzlich negativ auf den Verhandlungsprozess aus. Trotz des bei der Arbeitsteilung aufgezeigten verminderten Erklärungsgehaltes ist die Austauschtheorie aber noch immer eine der populärsten Familientheorien in den Sozialwissenschaften.

## 5. Literatur

- FOA, EDNA B. und URIEL G. FOA 1980: Ressource Theory: Interpersonal Behavior as Exchange. In: Kenneth J. Gergen et al: Social Exchange. Advances in Theory and Research. Plenum Press, New York u.a. S. 77-94.
- HILL, PAUL BERNHARD und JOHANNES KOPP 1995: Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Stuttgart, Teubner.
- KLAUS, DANIELA und ANJA STEINBACH 2002: Determinanten innerfamiliärer Arbeitsteilung. Eine Betrachtung im Längsschnitt. In: Zeitschrift für Familienforschung. Ausgabe 1. S. 21-43.
- NAUCK, BERNHARD 1989: Individualistische Erklärungsansätze in der Familienforschung: die rational-choice-Basis von Familienökonomie, Ressourcen- und Austauschtheorien. In: Rosemarie Nave-Herz und Manfred Marckfeld (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Luchterhand, Neuwied u.a. S. 45-61.
- NYE, F. IVAN 1980: Family Mini Theories as Special Instances of Choice and Exchange Theory. In: Journal of Marriage and the Family. August. S. 479-489.
- SABATELLI, RONALD M. und CONSTANCE L. SHEHAN 1993: Exchange and Ressource Theories. In: Pauline G. Boss et al (Hrsg.): Sourcebook of Family Theories and Methods. A Contextual Approach. Kluwer, New York u.a. S. 385-411.
- THIBAUT, JOHN W. und HAROLD H. KELLEY 1969: The Social Psychology of Groups. Willey, New York.
- WHITE, JAMES M. und DAVID M. KLEIN 2002: Family Theories. Second Edition. Sage, Thousand Oaks u.a.